Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 18 (2011)
Heft: 199

Rubrik: Thema

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Thema

APPENZELL

Schlaues Update

«Uns fehlt eine Generation», hält Finanzdirektor Köbi Frei anlässlich seines Gastauftritts Ende Januar in der «Erfreulichen Universität» im Palace fest. Wir Ausserrhoderinnen und Ausserrhoder stehen mitten im Lastenausgleichs-Abstimmungskampf. Wir zeichnen uns leider durch lang anhaltende und vielfach auf Nebenschauplätzen geführte Kämpfe aus. Wir verschwenden Kräfte und Energien und hadern mit uns selbst – nicht erst in jüngster Zeit. Vielleicht fehlt uns deshalb eine Generation? So einfach ist es nicht.

Die Generation fehlt uns in einer Zeit, in der das Wohnen im Grünen mit ausreichend Umschwung und schöner Aussicht im Trend liegt – und mit allem, was «man» voraussetzt: gute Schulen und Kinderbetreuungsangebote, gute Infrastruktur, kurze Wege zu Kultur und Sport. Die Generation fehlt uns in einer Zeit, in der Kombinationen von Wohnen und Arbeiten gefragt sind (das trägt dem flexiblen, körperzentrierten, gesundheitsbewussten Individuum und der Entwicklung digitaler Technologien Rechnung). Die Generation fehlt uns in einer Zeit, in der Holz aktueller denn je ist. Holz ist der Baustoff des dritten Jahrtausends, haben andere längst erkannt. «Holz ist einer der wenigen regenerierbaren Werkstoffe, die dem Menschen auf Dauer zur Verfügung stehen, solange er die Wälder vernünftig bewirtschaftet», steht unter www.holzbaukunst.at.

Die Zeichen stünden günstig. Eigentlich liegt alles im Trend, was wir anbieten können. Zwischen dem Anbieten-Können und dem Anbieten liegt aber noch ein Tobel, zerklüftet wie das Urnäschtobel oder das Sittertobel oder das Goldachtobel; aber kein unbezwingbares. Andere vor uns haben auch schon Brücken gebaut, Pionierarbeit geleistet, Verantwortung übernommen.

Und andere unter uns sind auf bestem Wege. Ich denke an die Ausstellung «Bauen im Dorf», ein Projekt der Ausserrhodischen Kulturstiftung. Das Projekt hat in den vergangenen Monaten die Diskussion über zeitgenössische Architektur im historischen Kontext lanciert. Es hat Interesse geweckt und polarisiert. Möge der nächste Schritt folgen, mögen Bauten entstehen!

Wenn ich an gute Holzarchitektur denke, komme ich ins Schwärmen. «Das Appenzellerhaus» war während mehrerer hundert Jahre stets anpassungsfähig. Seine Kompatibilität mit neuen Bedürfnissen – umgesetzt im Webkeller oder im Sticklokal – war bemerkenswert. Nur war das alles vor 1900 – oder vor 1914, wenn wir die erste Heimatstil-Welle dazurechnen.

Über Jahrhunderte war das Appenzellerhaus anpassungsfähig. Bild:pd

Die Folgezeit hat neben Einzelfällen wenig Kreatives hervorgebracht. Es ist höchste Zeit, das Haus upzudaten für uns junge Mittelstandsfamilien mit Kindern, für uns Singles, Heimarbeiter, Trendsetter und Mobile, für uns Gesundheits- und Körperbewusste – schlau upzudaten. Denn schlaue Updates nehmen das Bewährte und ergänzen es mit Aktuellem und Nachgefragtem.

Von der Feststellung über den Verlust einer Generation zum Bewusstsein über Stärken? Das wünsche ich uns nach vom Hader beladenen Wochen, Monaten und Jahren; und Leute, welche die Verantwortung übernehmen. Ich nehme mich nicht davon aus, denn ich bin Bestandteil der fehlenden Generation.

Heidi Eisenhut, 1976,
Historikerin und Leiterin
der Kantonsbibliothek
Appenzell Ausserrhoden.

RHEINTAL

Grüüsig reedan und fluacha

Der Rheintaler Dialekt gilt als grob, aber auch als ziemlich einmalig. Wohl deswegen kommt er gar in einem Lied von Baby Jail vor. «Grüüsig reedan und fluacha» soll in dieser Gegend selbstverständlicher sein als anderswo. Und unter diesen Grobianen nehmen die «Tippilzouar» mit ihrer Sprache eine besondere Stellung ein.

«As wöart schu wööara – Ma tuat, wamma kaa, Tippilzouar und Schmeattar Gschichta» ist der Titel eines Buches, das Ende letzten Jahres herausgekommen ist. Das Buch wurde in der Regionalpresse als «Denkmal für den Dialekt» bezeichnet. Wenn Denkmal etwas Statisches meint, das an etwas Vergangenes erinnert, ist der Begriff sicher falsch gewählt. Vielmehr verknüpft das Buch Altes und Neues. Berta Thurnherr, unterdessen pensioniert, hat schon vor Jahrzehnten angefangen, Geschichten zu sammeln. Alte Leute aus den Dörfern Diepoldsau und Schmitter erzählten ihr, was sie zu Beginn des letzten Jahrhunderts erlebt hatten, wie man sich in den Krisenzeiten der zwanziger und dreissiger Jahre über Wasser gehalten und was es bedeutet hatte, wenn man eine weite Reise machen konnte – bis nach Buchs beispielsweise, wo Vater und Mutter eine Kuh gekauft hatten.

Sie liess die Leute ins Mikrofon sprechen, hörte genau zu, notierte ebenso genau auf. Sie gibt diese Geschichten angenehm unaufgeregt weiter, lässt die Kargheit stehen, gibt der Melodie der Sprache Möglichkeiten, sich zu entfalten. Und wie sie selber schreibt, sei der Dialekt «ganz nööch am Loosan uufgschreaba». Die Nähe zum Gehörten, zur Sprache und zu den Leuten und ihren Geschichten schafft die Voraussetzung, dass aus den kleinen Erzählungen ein grosser Schatz werden konnte.

Ein Dialekt-Buch in einer Zeit, in der die Dialekte immer mehr geschliffen werden und verschwinden. «Änawäag iss gsii.» Ja, so war es. Berta Thurnherrs Buch ist weit mehr als eine Bestandesaufnahme, auch mehr als ein Fenster in eine längst verflossene Zeit. Von der Armut,

von Hunger und Kargheit ist im herausgeputzten und verkehrsgeplagten Diepoldsau nichts mehr zu spüren.

Dass gerade jetzt, wo einerseits das Verschwinden der Dialekte beklagt wird und andererseits Mundart sich als SMS-Sprache durchzusetzen scheint, Dialekt-Bücher gemacht werden, ist an sich nicht erstaunlich. «As wöart schu wööara – Ma tuat, wamma kaa» nimmt aber in mehrerer Hinsicht einen besonderen Platz ein. Zum einen durch die Sorgfalt, die sich durch das Buch und die beiden dazugehörenden CDs von A bis Z durchzieht. Das Buch ist andererseits auch eine Einladung, sorgsam mit der Mundart umzugehen. Auch dann, wenn sie unartig daher kommt, wenn es heisst: «Grüüsig reedan und fluacha hond gad d Buaba tüüra. Kond asa gscheassnan und gfrässna ...» Es ist zudem eine Einladung, kleinen Geschichten und Zwischentönen Raum zu lassen.

Das Buch als Ganzes ist zudem ein Ausdruck dafür, dass es im Rheintal ein kulturelles Schaffen gibt, das nicht austauschbar ist und das in dieser Art nur an einem einzigen Ort entstehen konnte: in Diepoldsau, das zwar «öberam Rii» liegt, aber doch noch zur Schweiz gehört.

Meinrad Gschwend, 1958,
ist freier Journalist in Altstätten
und St.Galler Kantonsrat.

WINTERTHUR

Ein Raum für Knäuel und Falten

Kürzlich habe ich eine E-Mail bekommen, die so begann: «Es gibt da Leute, die buttern monatlich die Hälfte ihres Lohnes in Kunsträume, Wein für Vernissagen und Strom, damit die Kunst nicht friert.» «Hm», dachte ich, «dann muss es schlimm stehen um die Kunst – oder vielmehr um einige Enthusiasten.» Die Ausstellungsräume, in die da halbe Existenzgrundlagen investiert werden, tragen den schlichten Namen «Kunstraum Winterthur». Mit dem Umzug von einem famosen Hinterhof an der Wildbachstrasse, an die Neuwiesenstrasse hinter dem Bahnhof entglitt diese Einrichtung – die mit grossem Engagement vor allem Arbeiten lokaler Künstler zeigt – vor nicht allzu kurzer Zeit meiner Aufmerksamkeitsroutine. Die emphatische Einladung war ein willkommener Anlass, dort wieder einmal einen Besuch zu machen.Ich zog also los, nicht ohne vorher einen kurzen Blick in mein Portemonnaie zu werfen. Das Thermometer liess ich zu Hause, denn ich habe mir vorgenommen, meine Haltung der Kunst gegenüber danach zu richten, was ich sehen kann, und nicht nach mitleiderregenden Umständen. Auch wenn mich die rund um die Kunst veranstalteten Geschichten jeweils nicht ganz unbeeindruckt lassen. Die aktuelle Ausstellung, die noch bis zum 20. März dauert, zeigt Arbeiten von Nesa Gschwend und Katharina Henking. Im grossen Ausstellungsraum liegen schwarze Knäuel aus textilem Material. An den Wänden hängen Henkings tafelbildgrosse Papierschnitte. Alles dreht sich um Umriss und Gestalt, und auch die zwei Videoarbeiten von Gschwend passen sich in dieses Thema ein. Opake Aufnahmen menschlicher Körper wenden das Interesse in Richtung Kontur und Kontrast. Konsequent werden die Objekte in Schwarz und die Videos in Schwarz-Weiss gehalten. Was dem Besucher des Kunstraums auch deutlich wird: Hier wird Geld gesucht. In bester Vereinsmanier wird ein Gold-, ein Silber- und ein Bronzesponsor nebst neuen Mitgliedern gesucht, damit die jetzigen Hauptträger aus dem zu ihrem Enthusiasmus ökonomisch unvorteilhaften Verhältnis entlassen werden könnten. Zu diesem Zweck hängen im Haus leere Bilderrahmen mit entsprechender Beschriftung. Als nächstes wird ab dem 6. Mai der in Winterthur lebende Georgier Surab Narmania im Kunstraum Winterthur ausstellen. «Eine Falte für Gilles» lässt den französischen Bioontologen Gilles Deleuze anklingen, in dessen Denken das Konzept der Falte weitreichende Bedeutung hat. Auch wenn Deleuzes Philosophie in der abklingenden popkulturellen Begeisterung um den sogenannten Poststrukturalismus weniger Beachtung gefunden hat, so lässt sich doch sagen: Deleuze hat der Welt die Falte geschenkt. Und – nachzuschauen in den auf Youtube zugänglichen «Abecedaire»-Interviews – mit dieser schwer in den Griff zu kriegenden Denkfigur Reaktionen weit über sein Fach hinaus ausgelöst. Sogar Surfkommunen und Scherenschnittvereinen war klar, dass der Philosoph mit der Falte genau das meinte, was auch sie schon immer wussten und praktizierten. Nun darf man gespannt darauf sein, wie Narmania dem «Gilles» eine Falte zurückschenkt. Man darf ausserdem daran denken, dass philosophische Falten und textile Knäuel allein der Kunst nicht warm geben.

Im Kunstraum Winterthur sind aktuelle Arbeiten von Nesa Gschwend und Katharina Henking zu sehen. Bild:pd

Wendelin Brühwiler, 1982,
ist Historiker und arbeitet beim
«Radio Stadtfilter».

VORARLBERG

Leider ausgestöbert

Am Wochenende Mitte Februar, an dem ich diese Zeilen schreibe, hat das letzte richtige Antiquariat in Vorarlberg endgültig seine Türe geschlossen. Mit richtig meine ich, dass es weder ein «modernes Antiquariat» noch eine Art permanenter Bücherflohmarkt war, sondern ein Geschäft für Bücher aller Art aus dem 19. und frühen 20. Jahrhundert. Mit endgültig, dass sich die im Herbst 2010 angekündigte Schliessung nun doch noch einige Zeit hingezogen hatte. Aber jetzt gibt es das Antiquariat Torresani in Bregenz wirklich nicht mehr.

Im Telefonbuch findet man noch das Antiquariat Montfort in Feldkirch, aber dort gibt es nur Vorarlbergensien und mehr Bilder als Bücher, also nicht unbedingt etwas für Kunden wie mich, die bereit sind, viel Zeit aufzuwenden und viel Staub einzuatmen, um vielleicht ein Buch zu finden, das nur auf einen gewartet zu haben scheint. Da spricht natürlich der Bibliophile aus mir, und solche scheint es immer weniger zu geben, sonst gäbe ja nicht ein Antiquariat nach dem anderen auf. Im benachbarten Lindau gab es früher auf der Insel drei Antiquariate, heute keines mehr. Dabei fand ich jene kleinen Läden besonders anziehend, wo man zwischen viel Plunder durchaus Entdeckungen machen konnte, also Geschäfte, die weder besonders edel noch besonders schäbig waren. An einem dieser drei war ich oft vorübergegangen,

Im Internet kann über den Preis nicht verhandelt werden. Bild: pd

weil ich dachte, hier gäbe es nichts Interessantes. Dann lag einmal im Ein-Euro-Korb vor der Türe ein Buch, das mir auch mehr wert gewesen wäre. Ich ging hinein und fand drinnen sehr viel mehr Interessantes, als ich erwartet hatte. Als ich dann den Ladeninhaber darauf ansprach, meinte er wegwerfend, er hätte in Reutin (also nicht auf der Insel) noch eine ganze Lagerhalle voll mit Büchern und ja, es seien durchaus auch alte und wahrscheinlich interessante Sachen dabei. Aber er gehe jetzt endlich in Pension und nein, ich könne mich dort nicht umsehen, er verkaufe nur noch, was hier im Laden sei. Das ärgert mich noch heute, mehr als zehn Jahre später.

Klar sucht man Bücher, alte und neue, heute eher im Internet als in einem Laden. Aber da weiss man dann auch genau, was man sucht und wird kaum ein Buch finden, mit dessen Existenz oder zumindest Wiederauftauchen im Handel man nicht gerechnet hatte; man kann nicht wirklich erkennen, wie schön ein altes Buch mit Stichen ist, wenn man es nicht in der Hand hält und durchblättert; und last but not least kann man nicht angenehm vom Preis überrascht werden, wenn der Händler offenbar sehr viel weniger von einem Buch hält als der Kunde. Im Internet ist der Preis immer angegeben – den kann man zwar herunterhandeln, aber es wird einem nicht passieren, dass der Preis für vier ganz ordentliche Bücher zwei Franken betragen soll, wo man überlegt hatte, ob man bereit sei, mehr als zwanzig zu zahlen. Insgesamt habe ich im Laufe der Jahre mehr angenehme Überraschungen erlebt als Käufe, bei denen ich zähneknirschend einen relativ hohen Preis zahlte, weil ich ein Buch unbedingt haben wollte.

Jetzt ist also Lüchinger in St.Gallen, wo ich seit Jahrzehnten Kunde bin, die nächstgelegene permanente Gelegenheit zum Stöbern, und temporär gibt es auf Flohmärkten gelegentlich Fundstücke. Im Katalog der Antiquariatsmesse Zürich (4. bis 6. März) kann ich immerhin nachlesen, was für tolle Bücher in der oberen Preisklasse angeboten werden. Aber Valentinis Kräuterbuch von 1719 soll halt doch 48'000 Franken kosten.

Kurt Bracharz, 1947, arbeitet als Schriftsteller, Kolumnist und Übersetzer in Bregenz.

THURGAU

Der Frauenfelder Teufelskreis

Frauenfeld, die beste Stadt des Thurgaus schlechthin, schlecht hin und übel zurück. Im Ernst: Nach Frauenfeld kommt man gerne, ob als amtierende Miss Schweiz oder als ebenso amtierende Deutsche-Buchpreis-Trägerin. Mitte Februar hat Melinda Nadj Abonji den Vortragssaal der Thurgauer Kantonsbibliothek in Frauenfeld bis auf den letzten Platz gefüllt. Dem sitzenden und stehenden Publikum schien diese stimmige Lesung, die Fernweh weckte, vom scheinheiligen Schweizer Fleischkonsum handelte und auf feinsinnige Weise von ungarisch gesungenen Volksweisen und Balts Nills perkussiven Einschüben untermalt wurde, zu gefallen.

Einige Wochen zuvor machte Miss Schweiz Kerstin Cook im Frauenfelder Einkaufszentrum «Passage» Halt auf ihrer Promo-Tour für eine Light-Produktelinie. Weil sie in Frauenfeld Überstunden machte, kam sie wohl zu spät an ihren nächsten Termin in Schaffhausen. Wahrscheinlich reichte es nicht einmal mehr für ein richtiges Mittagessen und sie musste sich mit den von ihr angepriesenen Nahrungsmitteln begnügen. Aber sie esse ja gerne «léger», vor allem den Milchdrink und die Schokocookies.

Erstaunlich und eine weitere Gemeinsamkeit neben dem gleichermassen grossen Bekanntheitsgrad von Nadj Abonji und Cook war der Männeranteil im jeweiligen Publikum. Im Neonröhren-Licht des Einkaufszentrums standen vor allem vorpubertäre Meitli an, dazu ein paar aufgedreht wirkende Männer um die vierzig, die Videofilmli drehten oder gerne noch ein Föteli mehr von Kerstin Cook machten. An der Bibliothekslesung unter den acht wahnsinnig teuer aussehenden Rundleuchten war der prototypische Besucher 46 Jahre alt, weiblich und durchaus interessiert am Schweizer Literaturbetrieb.

Dass sich solche gleichermassen bekannte wie beliebte Persönlichkeiten in der Thurgauer Kantonshauptstadt blicken lassen, wird an der Frauenfelder Lebensqualität liegen, die von der kürzlich publizierten Einwohnerbefragung 2010 der Stadt Frauenfeld unterstrichen wird. Es spricht sich natürlich herum, dass man es hier gut hat. So haben 1990 82 Prozent der Befragten geantwortet, sie würden gerne oder sehr gerne in Frauenfeld leben. Und in der neuesten Umfrage waren es sage und schreibe 97 Prozent. Frauenfelderinnen und Frauenfelder leben gleich gerne in Frauenfeld wie die aus Zürich in Zürich, die aus St.Gallen in St.Gallen und die aus Winterthur in Winterthur.

Zum Glück wurde ich nicht befragt, denn mir wäre die Musse abgegangen, auf alle Fragen wahrheitsgemäss oder überhaupt zu antworten. Einen weiteren Standortvorteil wird in Zukunft auch der Anteil schöner Menschen am gesamten Frauenfelder Volkskörper ausmachen. Schon heute stammen offiziell attraktive Menschen aus Frauenfeld oder der näheren Umgebung. Ich denke da an die zwei Kandidatinnen für die Wahl zur Miss Ostschweiz und an die zwei feschen Purschten, die im Final der Mister-Schweiz-Wahl stehen. Einer der beiden hätte übrigens sogar mal vom FC Frauenfeld zu Gossau (damals noch NLB) wechseln können. Nicht schlecht. Jedenfalls: Je schöner man ist und je mehr Komplimente man bekommt für die Zähne und den guten Body, desto glücklicher ist man, desto zufriedener lebt man in Frauenfeld. Ein Teufelskreis im positiven Sinne, der Frauenfeld zu grossem Wohlstand verhelfen wird.

Mathias Frei, 1980, ist Kulturveranstalter, Slampoet, Texter und Gemeinderat.

Bild: Daniel Ammann

Autos retten keine Innenstadt

Die St. Galler City hat als Einkaufsmetropole ausgedient und braucht ein neues Selbstverständnis.

VON **ANDREAS KNEUBÜHLER**

In der letzten Ausgabe ging es in der Marktplatzserie um Parkplatz-Arithmetik. Eine kleine Repetition: In den letzten Jahren wurden in der Stadt St.Gallen 442 Tiefgaragen-Parkplätze gebaut, mit dem Parkhaus unter der Fachhochschule kommen weitere 266 dazu. Weder während des Abendverkaufs noch zu Bürozeiten am Freitagnachmittag noch am Samstagnachmittag sind die Tiefgaragen in der Innenstadt voll belegt. – Stets waren mindestens 700 Plätze frei.

Die Preisfrage lautet: Wieso soll trotzdem eine neue Tiefgarage unter dem Blumenmarkt gebaut werden? Eine der Antworten: Es fehlt am politischen Willen für eine Kursänderung in der Verkehrspolitik. Dabei gibt es genügend Belege, dass sich die politischen Machtverhältnisse in der Stadt verschieben, dass sich die Bedürfnisse verändert haben. Das zeigen die Abstimmungsergebnisse von 2010. Für Vorlagen aus dem Umweltbereich gab es jeweils deutliche Mehrheiten:

7. März: Reglement über eine nachhaltige Verkehrsentwicklung (Städteinitiative)
11417 Ja gegen 7916 Nein

26. September: Ausbau der S-Bahn
15861 Ja gegen 3527 Nein

28. November: Bau eines Geothermie-Heizkraftwerks
18561 Ja gegen 3827 Nein

28. November: Ausstieg aus der Atomenergie bis 2050 (Gegenvorschlag)
13049 Ja gegen 8192 Nein

Denkt man an das Marktplatz-Projekt, ist die Zustimmung zur Städteinitiative das wichtigste Votum. Damit muss eine vergleichsweise radikale Forderung umgesetzt werden: In den nächsten Jahren darf der motorisierte Individualverkehr nicht zunehmen. Eigentlich genug Handhabe, um die rund dreissig Parkplätze auf dem Marktplatz aufzuheben – und gleichzeitig auf den Bau einer Tiefgarage als Verkehrsmagnet im Stadtzentrum zu verzichten. Wie beurteilt die Abstimmungssiegerin vom März 2010, die Umweltorganisation Umverkehr, den Willen der Behörden zur Umsetzung? «Verhalten positiv», sagt Geschäftsführer Thomas Stahel und spielt auf die neue Buslinie 12 an. Aber: «Es fehlt bisher der Mut, auch Massnahmen gegen den Autoverkehr zu ergreifen.»

Wie eine x-beliebige Fussgängerzone

Das kommt nicht von ungefähr. In St.Gallen hält sich nach wie vor der Glaube, dass es vor allem Parkplätze braucht, damit die Geschäfte in der Innenstadt gegen die Einkaufszentren auf der grünen Wiese bestehen können. Diese Überzeugung war die Basis für jahrzehntelange Grabenkämpfe zwischen dem linksgrünen Lager mit dem Ideal einer autofreien City und der bürgerlichen Mehrheit, die möglichst viele Parkplätze direkt im Zentrum forderte. Fragt man den Zürcher Verkehrsingenieuer Willi Hüsler, sind solche Positionen überholt. Hüsler beschäftigt sich seit Jahren und auf allen Ebenen mit Verkehrsproblemen in urbanen Zentren und ist momentan mit Studienaufträgen in Bozen und Innsbruck engagiert. Was müssen Innenstädte unternehmen, dass sie mit der Konkurrenz in der Agglomeration mithalten können? «Wichtiger als Parkplätze sind gute und spezifische Shoppingangebote», stellt Hüsler fest. – Geschäfte, die es anderswo nicht gibt.

Wie fällt die Bilanz in St.Gallen aus? Bäckerei Schwyter, Beldona, C&A, Cecil, Chicorée, Christ, Coop, Esprit, Fust, H&M, Jack&Jones, Interdiscount, Mobilezone, Mode Weber, Navyboot, Ochsner-Sport, Rhomberg, Street one, Studer & Hänni, Tally Weijl, Tom Tailor, Vero Moda, Visilab, Vögele Shoes, WE, Yendi. All diese Läden gibt es sowohl in der Shopping-Arena als auch in der Innenstadt. Das Angebot der City entspricht weitgehend demjenigen einer x-beliebigen Fussgängerzone in irgendeiner Stadt. Ist das tragisch? Willi Hüsler stellt fest, dass es in vielen Städten eine ähnliche Entwicklung gebe: Die Bewohner der urbanen Zentren versorgten sich in der Innenstadt. Ein grosser Teil benutze dafür den öffentlichen Verkehr. Wer hingegen in der Agglomeration wohne, kaufe vor allem in den grossen Einkaufszentren ein.

Erlebnisraum, nicht Einkaufsmetropole

Umgemünzt auf St.Gallen bedeutet diese Aufteilung, dass die Innenstadt der Einkaufsort der Stadtbevölkerung ist und bleiben wird. Für sie braucht es gute Busverbindungen und irgendwann eine Tramlinie. Die Konsumenten aus den Agglomerationsgemeinden sind hingegen mit dem beinahe identischen Angebot in den Einkaufszentren mit Autobahnanschluss bestens bedient. Für sie bleibt die Stadt aus anderen Gründen interessant: als Partystadt, als Kultur- und Bildungsort, als urbaner Erlebnisraum – aber nicht mehr als Einkaufsmetropole.

Die Entwicklung lässt sich unschwer belegen: an der Nachfrage für das Kugl, am wachsenden Beizenangebot, am Erfolg der Lokremise und an den stark zunehmenden Frequenzen des ÖV in der Nacht. Ins neue Stadtbild passen die zusätzlichen Buslinien, die neu gestalteten Plätze. Priorität müsste allerdings der Bahnhof- und nicht der Marktplatz haben. Es braucht Freiräume für kulturelle Experimente, es braucht eine grosse Bibliothek, wichtig sind Angebote wie das Nordklang-Festival und natürlich periodische Remmidemmis von Honkytonk bis New Orleans. Was es nicht braucht, ist eine weitere Tiefgarage. □

«Saiten» wird bis zur Abstimmung im Mai laufend über die Bauvorhaben auf und unter dem Marktplatz berichten. Leserbriefe sind (wie zu jedem anderen Thema auch) ausdrücklich erwünscht.

Wenn in der Buchstadt der Bauch entscheidet

Die St.Galler Bibliothekspläne endeten in einem politischen Scherbenhaufen. Es ist Zeit für einen Neustart des Projekts. Ein Plädoyer für dieses einmalige Bildungs- und Begegnungszentrum.

VON RALPH HUG

Mitte Januar gab die St.Galler Regierung den Verzicht auf das Projekt Neue Bibliothek St.Gallen bekannt. Begründet wurde er mit den Sparplänen des Kantons. Der Entscheid kam für die Öffentlichkeit abrupt und hinterliess Fragezeichen: Warum wurde das Projekt gestrichen? Warum wurde es nicht auf später verschoben? Weshalb gab es öffentliche Vorwürfe an die Stadt? Hat sie sich zu wenig engagiert? Gab es hinter den Kulissen einen Eklat? Bis heute sind die Hintergründe unklar.

Selbst für Insider kam der Abbruch überraschend. Die Arbeitsgruppe, die seit nunmehr sieben (!) Jahren die Projektgrundlagen erarbeitet hatte, hatte noch Sitzungen und Workshops terminiert, als der Bescheid eintraf. Man war kurz vor dem Zielstrich. Zuletzt wurden noch die Daten für den Businessplan zusammengestellt: Stellenpläne, Betriebskosten, sogar mögliche Gebühren wurden veranschlagt. Das alles soll nun für die Katz gewesen sein?

Die schleichende Demontage

Freilich waren schon seit längerem Gewitterwolken auszumachen. Als der Kanton 2009 beabsichtigte, die St.Galler Hauptpost zu kaufen, um an diesem zentralen Standort die Neue Bibliothek zu realisieren, kündigte die SVP Widerstand an: Das Vorhaben sei ein «unnötiges Luxusprojekt». Verdächtigerweise schwiegen die anderen Parteien. Im Februar 2010 kippte dann die Finanzkommission des Kantonsrats einen kleineren Beitrag für Personalkosten aus dem Aufgaben- und Finanzplan 2011–2013. Beschwichtigend war von einer blossen «Verschiebung» die Rede. Doch das Manöver brachte es an den Tag: Im bürgerlichen Lager war der Rückhalt für die Neue Bibliothek bedenklich geschwunden. Längst nicht nur die SVP war dagegen, sondern auch Teile von CVP und FDP. Nur vermieden es diese, Farbe zu bekennen. Sie überliessen das Poltern der Rechten, beteiligten sich aber hinter den Kulissen aktiv an der Totengräberarbeit.

Faktisch war die Neue Bibliothek damals bereits erledigt. Der Übungsabbruch vom vergangenen Januar war im Grunde keine Überraschung mehr, sondern die logische Folge einer schleichenden Demontage. Letzten Sommer war der Nullpunkt erreicht. Für die Regierung galt es, wenigstens noch das zentrale Hauptpostgebäude zu retten. Dies gelang, weil sie es in eigener Kompetenz kaufen konnte. Allerdings musste man der renditebewussten Post 29 Millionen hinblättern – ein angesichts grösserer Umbaukosten nicht gerade geringer Betrag. Nun sind in diesem Gebäude an bester Lage das Strassenverkehrsamt und das Amt für Kultur domiziliert statt die Neue Bibliothek. Das wars dann?

Neuartiger Ansatz

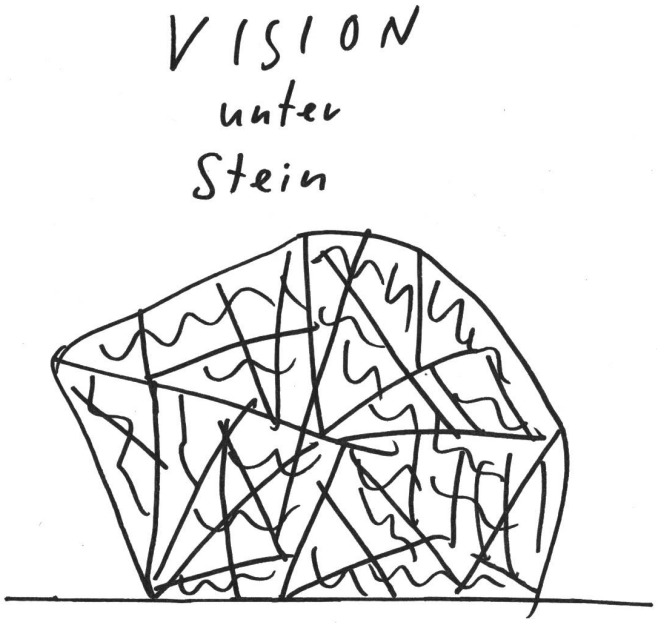
Nein, finden zahlreiche Fachleute. Der Geschäftsführer des Schweizerischen Bibliotheksverbands, Hans Ulrich Locher, spricht von einem beispielhaften Konzept für die ganze Schweiz, das beerdigt werde. Er fordert einen mutigen Schritt. In einem offenen Brief an Stadt und Kanton schrieben die Bibliotheksexperten Yolande Estermann Wiskott, Klaus Egli und Damian Elsig, dass die Neue Bibliothek St.Gallen ein Vorbild für andere Kantone und Städte sein würde. Es sei zu bedauern, wenn diese einmalige Gelegenheit vertan würde.

Die Fachleute wissen, wovon sie sprechen. Denn bei der Neuen Bibliothek St.Gallen handelt es sich längst nicht nur um die Zusammenführung von drei Bibliotheken (Kantonsbibliothek Vadiana, Freihandbibliothek und Frauenbibliothek Wyborada) und die Lösung ihrer Raumprobleme. Es geht um viel mehr. Das Konzept vom Januar 2009 zeigt den neuartigen und vielversprechenden Ansatz: Es geht um die Schaffung eines mulitmedialen Lern- und Bildungsorts für die gesamte Bevölkerung nach Art der Public Libraries in den angelsächsischen Ländern.

Offen für alle

Die simple Ausleihe von Büchern und Medien ist in solchen Wissensstätten nurmehr eine unter mehreren Funktionen. Im Vordergrund steht die Vermittlung von Wissen und Informationen auf breiter Basis. Die elitäre Unterscheidung zwischen Wissenschaft und Unterhaltung wird aufgegeben. Das Angebot umfasst sämtliche Sparten. Studien- und öffentliche Bibliothek verschmelzen zu einem umfassenden Informationszentrum, das für alle offen ist, egal ob jemand einen Krimi oder eine wissenschaftliche Abhandlung sucht, Zeitungen studiert, im Internet recherchiert oder sich einen Film ansehen will. Junge und Alte bilden sich hier gleichermassen weiter. Die Neue Bibliothek ist der egalitäre Lernort der Wissensgesellschaft, die ihre Produktivität aus der Verarbeitung von Wissen und der Förderung von Kreativität bezieht.

Mehr noch: Es handelt sich um ein Bildungs- und soziales Begegnungszentrum, wo sich Menschen treffen und austauschen, debattieren und Visionen schöpfen, die unsere Gesellschaft zukunftsfähig machen und voranbringen, also im weiteren Sinne um ein lernbasiertes Kulturzentrum. In Grossbritannien wurde der Name «Public Library» bereits vom neuen Begriff «Idea Store» abgelöst. Der Name «Ideenladen» legt den Fokus aufs Kreative und Schöpferische und trifft damit den Kern dieser Institution. Das alles wird im Bericht der Ar-



beitsgruppe ausgeführt, erläutert und mit Beispielen über neuere Projekte in diese Richtung (Liestal, Ulm oder Hauptbibliothek am Gürtel in Wien) illustriert.

Schlechte Verkäufer

Leider scheint die Idee der Neuen Bibliothek als Lernort der Zukunft nicht wirklich bekannt geworden zu sein. Meist wurde in der Öffentlichkeit nur von einer Zusammenlegung von drei Bibliotheken gesprochen. Dadurch wurde ein falsches, auf einen simplen Bücherumzug in die Hauptpost verkürztes Bild evoziert. Die bestechende Idee hinter dem Projekt, das wirklich Neue, blieb im Kreis der Fachleute stecken. Wie so oft in der st.gallischen Politik wurde an sich gute Arbeit geleistet, diese aber zu spät, zu zögerlich und zu schlecht beziehungsweise überhaupt nicht verkauft. Die Aufschaltung einer Internetseite und Referate an Hauptversammlungen von Trägervereinen genügen eben nicht. Dieses Versäumnis machte es bildungsfeindlichen Sparideologen leicht, das Vorhaben ausschliesslich unter Kostengesichtspunkten zu thematisieren. Statt über eine wichtige Zukunftsinvestition für den Kanton wurde über aufgeblähte, lediglich auf Grobschätzungen beruhende Millionenbeträge diskutiert. 110 Millionen Franken – eine politisch gesehen absurd hohe Summe – waren einst im Finanzplan für das Projekt vorgesehen (inkl. Kauf der Hauptpost). Es wäre von Anfang an klüger gewesen, mit kleinerer Kelle anzurichten und unrealistische Beträge zu vermeiden.

Nichts war grossartig genug

Ein grundsätzlicher Fehler, der das Projekt bis heute belastet, ist die dahinter stehende Geisteshaltung. Die Idee der Neuen Bibliothek entstand in einer Zeit, als die St.Galler Regierung glaubte, die Modernisierung des Kantons mit Grossprojekten, «Leuchttürmen» und weltstädtischer Architektur vorantreiben zu müssen. Nichts konnte grossartig genug sein. Der gescheiterte «Zukunftsfonds» war Ausdruck solcher magistralen Träume, die aus einer Mischung aus ostschweizerischem Minderwertigkeitskomplex und provinziellem Überschwang entstanden. Doch St.Gallen ist weder Paris noch London und auch nicht Zürich oder Bilbao, wo zuhauf Repräsentationsdenkmäler herumstehen. Die Träume zerplatzten bald. Nur die Lokremise schaffte dank günstiger Umstände die Realisierung. Doch diese ist angesichts der ungleich grösseren Bedeutung, welche die Neue Bibliothek für die Bildungsinfrastruktur der Ostschweiz hat, lediglich ein «Nice to have». Was wirklich zählt und unverzichtbar scheint, ist die Schaffung eines kreativen Orts des Wissens und Lernens für alle.

Antiurbane Ressentiments

Die psychologisch ungeschickte Rede von der «Grossbibliothek» provozierte jene Kreise im Kanton, die finden, für die Stadt St.Gallen werde ohnehin zu viel und fürs Land zu wenig getan. Die SVP macht nun mit der Bewirtschaftung solcher antiurbanen Ressentiments Politik. Die Stadt St.Gallen spielte dem noch in die Hände, als sie Rechnungsüberschüsse in einer fragwürdigen Gutschein-Aktion an die Bevölkerung rückverteilte. Auf dem Land entstand der Eindruck, die Hauptstadt habe einfach zu viel Geld. Muss man sich da wundern, wenn die Missgunst gegenüber der Hauptstadt, die gleichzeitig mehr Abgeltung für zentralörtliche Lasten verlangt, wächst und die Bereitschaft schwindet, ihr den nötigen Spielraum für zentrale Projekte zuzugestehen?

Offenkundig waren die Bibliotheksplänе auch schief aufgegleist. Der Kanton als Motor fokussierte auf die grosse Vadiana, die endlich ins 21. Jahrhundert überführt werden soll. Die städtische Freihandbibliothek und die Wyborada hatten als Juniorpartner einen geringeren Stellenwert. Soll jedoch eine Zusammenführung gelingen, darf es nicht einen Grossen und zwei Kleine geben, sondern nur drei gleichberechtigte Partner. Apropos Grosse und Kleine: Die Kantonsbibliothek zählt 800'000 Medien und 60'000 Ausleihungen pro Jahr, die Freihandbibliothek 65'000 Medien und 400'000 Ausleihungen. Wobei erst noch gut ein Drittel ihrer Kundschaft gar nicht aus der Stadt, sondern aus der Region stammt. Wer ist hier der Grosse und wer der Kleine?

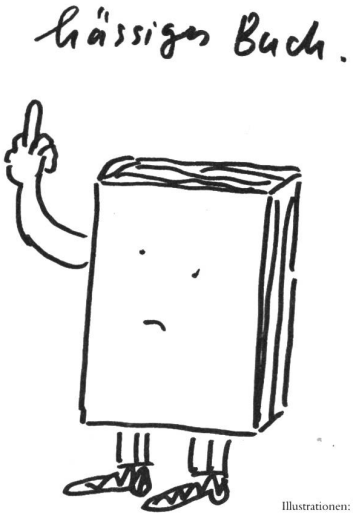
Nicht übers Geld geredet

Die Stadt hat die Bedeutung des Projekts zweifellos nicht erkannt und wenig für seine Förderung getan. So wurde versäumt, vorgestrige Strukturen zu bereinigen, was eine Voraussetzung für ein Gelingen wäre. Die Freihandbibliothek wird immer noch als privater Verein geführt, der den Duft freisinniger Bildungspolitik aus Kulturkampfzeiten atmet. Nachdem die Vadiana 1979 an den Kanton ging, scheint sich in der Stadt niemand mehr für Bildung ausserhalb von Klassenzimmern zuständig zu fühlen. Man glaubte, das Bibliotheksproblem gelöst zu haben, dabei war das Gegenteil der Fall. Eine Stadtbibliothek ist eine öffentliche Aufgabe und gehört in die Hände der Stadt. Offensichtlich wurde auch versäumt, ernsthaft über das Geld zu reden. Hinter den Vorwürfen des Kantons an die Stadt, sie habe sich zu wenig engagiert, stehen Differenzen über die Kostenbeteiligung an der Neuen Bibliothek. Glaubte man im Rathaus, diese sei gratis oder zum Billigtarif zu haben?

Zukunftsgerichtete Projekte werden akzeptiert

Der jetzige Scherbenhaufen erinnert ans «Splügenbahn-Syndrom», eine st.gallische Krankheit. Man läuft jahrelang einem Phantom hinterher und versäumt dabei die Fortschritte im Kleinen. Am Schluss, wenn sich das Phantom verflüchtigt hat, steht man mit leeren Händen da. Das soll bei der Neuen Bibliothek St.Gallen nicht passieren, denn dafür ist dieses Projekt zu bedeutend, zu ausgereift und zu bestechend. Es gilt, die Neue Bibliothek auf das für St.Gallen sinnvolle Mass zu dimensionieren. Die Abstimmungen über die S-Bahn, die Fachhochschule oder die Geothermie zeigen, dass die Bevölkerung zukunftsgerichtete Infrastrukturprojekte akzeptiert, auch wenn sie etwas kosten. Ein ebensolches Infrastrukturprojekt ist die Neue Bibliothek St.Gallen.

Voraussetzung aber ist, dass die Bevölkerung weiss, worum es geht. Für Bücherzügeln gibt niemand fünfzig Millionen aus. Aber für eine moderne Wissens- und Lernstätte für alle, die an unserer Zukunft mitarbeiten wollen, schon. Die Politik hat es nicht geschafft, das deutlich zu machen. □



Illustrationen: Beni Bischof

ORTEGA SCHULE

INFOANLÄSSE - DO. 17. MRZ., 19.00

MITTELSTUFE
SEK-VORBEREITUNGSJAHR
INTEGRIERTE OBERSTUFE MIT SEK
ZWISCHENJAHR MIT PRAKTIKUM / SCHULE
10. SCHULJAHR
HANDELSSCHULE (EIDGENÖSSISCHES FZ)
BERUFSBEGL. SEK FÜR ERWACHSENE

Jetzt anmelden:
071 223 53 91 oder info@ortegaschule.ch

Aktuell
Frühlingsferienkurs

ORTEGA SCHULE ST. GALLEN

Kesslerstrasse 1 · 9001 St. Gallen
www.ortegaschule.ch

EDUQUA

Metzgergass 26
9000 St.Galle

Musikakademie St.Gallen

Kirchenmusik Klassik Jazz

klubschule
MIGROS

Ausbildungsangebote 2011

Jazzschule St.Gallen

Bachelor Vorbereitungsjahr Jazz (Pre Bachelor)
Intensive, praktische Vorbereitung für den Eintritt in ein Musikstudium, 2 Semester, berufsbegleitend
Anmeldeschluss: 20. April 2011 – Aufnahmeprüfungen: 19./20./21. Mai 2011 – Studienbeginn: Ende August 2011

Vorkurs Jazz
Musiktheoretische Vorbereitung (Jazzharmonielehre, Gehörbildung, Rhythmik) und Spielen in einem Bandworkshop als Vorbereitung auf ein Musikstudium. 2 Semester, berufsbegleitend.
Anmeldeschluss: 20. April 2011 – Eintrittstests: Mai 2011 – Studienbeginn: Ende August 2011

Musikalische Grundschule

In Kooperation mit der Pädagogischen Hochschule des Kantons St.Gallen

Spezialisierungsstudium
Einjährige, berufsbegleitende Weiterbildung für Volksschullehrpersonen
Anmeldeschluss: 28. Februar 2011 – Aufnahmeprüfungen: Ende März/Anfang April 2011 – Studienbeginn: September 2011

Kirchenmusik

Kirchenmusik C- und B-Diplom
mit den Schwerpunkten: Orgel / Chorleitung / Populäre Musik
Anmeldeschluss: Ende April 2011 – Aufnahmeprüfungen: Mai 2011 – Studienbeginn: Ende August 2011

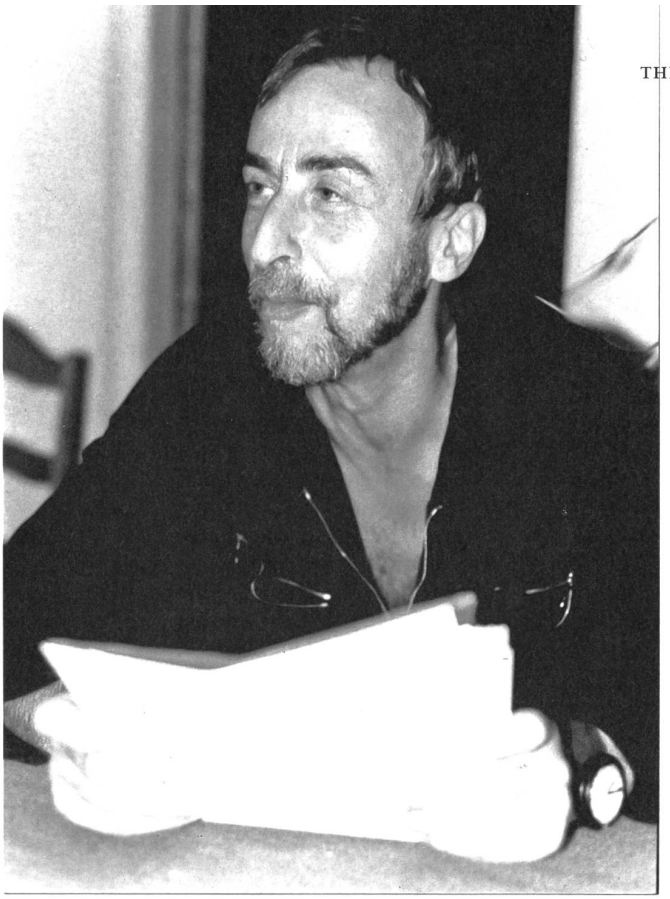
Beratung und Anmeldung: Musikakademie St.Gallen, Höhere Fachschule für Musik
Bahnhofplatz 2, 9001 St. Gallen, Tel. 071 228 16 00, musik.kultur@gmos.ch

www.musikakademie.ch

Der ewige Rebell

Mit Peter-Paul Zahl war es nie langweilig. Er war ein Mensch, der immer viel zu erzählen hatte, sich einmischte, Fragen stellte. Er war ein heiterer Anarchist und überzeugter Freigeist.

VON **PIUS FREY**



Peter-Paul Zahl, 14.3.1944–24.1.2011 Bild: Mo Hübner

Peter-Paul Zahl war Drucker und Mitherausgeber der legendären Berliner Untergrund-Wochenzeitung «agit 883». Diese zwischen 1969 und 1972 erschienene Zeitung war das auflagenstärkste Organ des parteiunabhängigen Linksradikalismus. Hier diskutierten über 200 Politgruppen miteinander. Antiimperialisten trafen auf Haschrebellen. Musikstars auf Anarchisten. Sogar Menschen aus St.Gallen hatten mit dieser Zeitung zu tun. In der Nummer 23 steht der Artikel «Progressive Aktion St.Gallen der Lehrlinge, Mittelschüler und Studenten». In verschiedenen Ausgaben gab es Texte, darunter auch junge rebellische Lyrik, von in Berlin lebenden St.Gallerinnen und St.Gallern, die dem «Sozialistischen Schweizeraktionskollektiv in Westberlin» angehörten.

Zahl wurde mehrmals wegen seiner Beiträge in «agit 883» und seiner Polit-Plakate von der Polizei verhört und gebüsst. Dies und die aufgeheizte Stimmung der damaligen Zeit radikalisierten den Drucker und Schriftsteller und endeten in einem Schusswechsel mit der Polizei. Zahl wurde zu fünfzehn Jahren verurteilt. Im Gefängnis schrieb er den erfolgreichen Berlin-Kreuzberg Schelmenroman «Die Glücklichen». Ein Buch voller Freiheitsdrang, Witz und spannenden Lebensentwürfen.

Von vielen wurde seine Verurteilung als politisches Gesinnungsurteil angesehen. Es gab grosse Kontroversen. Besonders als Zahl erst zu vier, dann zu fünfzehn Jahren verurteilt wurde. Bekannte Schriftstellerinnen und Schriftsteller setzten sich für ihn ein. 1982 wurde er vorzeitig entlassen, worauf er die BRD verliess. Nach einem Aufenthalt in Nicaragua, wo er sich bald mit den Sandinisten wegen derer repressiven Politik gegen die indianische und schwarze Minderheit zerstritt, lebte Zahl auf den Seychellen und auf der karibischen Insel Grenada, welche er nach einem von Amerika inszenierten Putsch verlassen musste. 1985 fand Peter-Paul Zahl seinen Platz auf Jamaika. Sein Wohnort wurde Rose Hill, hoch über dem Strand von Long Bay.

«Im Todestrakt»

Der Zufall wollte es, dass ich seit 1980 immer wieder in Long Bay zu Besuch war. Mitte der Achtziger erzählten mir jamaikanische Freundinnen und Freunde, dass sich hier ein deutscher Schriftsteller niedergelassen habe. Ein Peter, der lange in Deutschland im Knast gewesen sei. In einem Reggae-Schuppen lernte ich ihn schliesslich kennen. Bis dahin kannte ich nur seine Bücher. «Die Glücklichen», einige Gedichtbändchen, Schriften zu seiner Verurteilung und den legendären Theatertext über den Hitler-Attentäter Johann Georg Elser.

Wir trafen uns regelmässig in Jamaika. Und regelmässig kam er auf Besuch nach St.Gallen, wo P.-P. Zahl einige Afrikaribik-Lesungen mit seinen aktuellen Jamaika-Kriminalromanen machte. Sie werfen einen treffenden Blick auf Jamaika und man könnte manchmal meinen, der darin vorkommende Privatdetektiv Aubrey «Ruff Neck» Fraser sei P.-P. Zahl selbst. Jeder Roman widmet sich einem Thema der Insel: Sport, Sextourismus, Hahnenkämpfe, Drogen, Emigration, Justiz oder Sekten und Religion. Zu jedem Kapitel gibt es ein passendes Zitat aus einem Reggae-Song.

Als Peter, wie er in Jamaika genannt wurde, für seinen letzten Roman «Im Todestrakt» auf der Insel recherchierte, war ich auch dort und begleitete ihn auf seinen Besuchen bei religiösen Agitatorinnen, Sektenpredigern und Kirchenfürsten. Jamaika ist das Land der unzähligen Kirchen und Glaubensrichtungen, inklusive Rastafari-Gruppierungen. Der neugierige und menschenfreundliche Schriftsteller P.-P. Zahl wurde zu einem anerkannten Chronisten und Erzähler der Insel. Eigentlich wollte er vierzehn Jamaika-Krimis schreiben. Denn Jamaika zählt vierzehn Bezirke. Es kam nicht mehr dazu.

Ein stolzer Bürger

Die sechs Kriminalromane kamen bei verschiedenen Verlagen heraus und sind heute leider praktisch vergriffen. Sie sollten auch im jamaikanischen Patois-Verlag erscheinen. Das gelang mit der Märchensammlung «Ananzi ist schuld». Doch Zahl wurde vom jamaikanischen Verleger beschissen. Geld bekam er dafür nie. Zahl und seine Partnerin Debbie lebten in den letzten Jahren hauptsächlich von der Vermietung eines Teils ihres schön gelegenen Hauses.

Dieses Haus ist ein besonderer Ort. Nebst den vielen Schreibmaschinen, die zu bestaunen sind – wegen des Klimas haben es Computer schwer – steht dort, mitten in den Tropen, eine prachtvolle Bibliothek mit Klassikern der bewegten sechziger und siebziger Jahre, Bücher karibischer Autoren, Sachbücher zu Jamaika und das gesamte Werk seines Freundes Paul Parin, den Peter bei seinen Besuchen in der Schweiz immer in Zürich aufsuchte.

P.-P. Zahl war ein stolzer Bürger Jamaikas, er mischte sich in das Leben und den Lauf der Insel ein, sorgte sich engagiert und liebevoll um seine Kinder. Er schrieb Artikel, machte Volkstheater und amtierte als Friedensrichter – eine wichtige Institution in Jamaika. Seine Briefe, die er mir in unregelmässigen Abständen schrieb, um über den Stand der Dinge zu informieren, sind unvergesslich. Immer mit Schalk, Wut und Engagement. Und immer endend mit den Worten «Freiheit und Glück». Peter-Paul Zahl, der heitere Anarchist, starb am 24. Januar 2011 auf seiner geliebten Insel im Alter von 66 Jahren. □

Alles grösser, massiver, mehr

New York sei die Stadt, die niemals schläft. Ich stellte schnell fest, dass das nicht stimmt. Um vier Uhr morgens schliessen alle Bars und Clubs, es wird kein Tropfen mehr ausgeschenkt, die Bouncer (Türsteher) machen einem unmissverständlich deutlich, dass es Zeit ist, nach Hause zu gehen. Doch niemand beschwert sich, die New Yorker halten sich an die Regeln. Und seit Giuliani herrscht sowieso Nulltoleranz. Für öffentliches Urinieren wandert man eine Nacht auf den Polizeiposten und die Busse ist saftig.

Ich wohne in einem kleinen Studio an guter Lage in der Lower East Side, aber zu einem überrissenen Preis: Für dunkle Kammern ohne Fenster bezahlt man schnell 1200 Dollar. Viele Junge ziehen nach Bushwick in Brooklyn. Die Gegend wird allmählich zu einer Hochburg der Hipsters und Coolen.

Mir wurde schnell bewusst, dass ich als Schweizer und Stipendiant privilegiert bin: sechs Monate in New York sein zu können und den Lebensunterhalt bezahlt zu bekommen. Amerikanische Freunde zahlen mit ihrem Lohn die Kredite ab, die sie für ihr Studium aufgenommen haben. Sie schütteln den Kopf, wenn sie hören, dass in der Schweiz die Studiengebühren um die 800 Franken pro Semester kosten. Manchmal fühle ich mich wie ein Snob. New York ist keine Stadt, wo einem etwas geschenkt wird. Viele kämpfen sich durch, haben ihre kleinen Jobs, sind immer am Arbeiten und haben keine Zeit. New York wird dadurch angetrieben, dass alle an der Spitze und nicht am Rand stehen wollen. Es ist hektisch und chaotisch. – Paris hat Charme, New York eine geballte Ladung Energie.

Von Little Odessa nach China Town

Zufälligerweise war ich Anfang September letzten Jahres auf demselben Flug wie Marcel «Bit-Tuner» Gschwend, der wie ich für sechs Monate in New York ist. Es erwartete uns eine brütende Hitze, als wir aus dem Flugzeug stiegen. Mein Mantel war völlig fehl am Platz. Als wir auf ein Taxi warteten, schloss sich uns ein dicker Amerikaner an und bezahlte die Fahrt. Der Sikh am Steuer diskutierte mit ihm über Moslems und das Ölbusiness, er achtete kaum auf den Verkehr.

Das erste Mal in New York. All die Häuser, der Verkehr, der Lärm, die Grossstadt, all die Impressionen. Verrückt, wenn man in einem alten Appenzeller Bauernhaus mit Holzheizung mitten in der Natur aufgewachsen ist. In den ersten paar Wochen beschränkte sich mein Wortschatz auf «wow!» und «crazy!».

An warmen Tagen lohnt es sich, nach Rockaway Beach oder Coney Island zu fahren. Mit der Subway circa vierzig Minuten von Manhattan entfernt. In Coney Island sind die Strandregeln auf Englisch, Spanisch und Russisch ausgeschildert. Die Gegend mit ihren Bewohnerinnen und Bewohnern aus dem Osten wird auch «Little Odessa» genannt. An kalten Wintertagen wärmt man sich in einem russischen Restaurant mit Borschtsch und Wodka.

New York, der Melting Pot: Waschechte New Yorker anzutreffen ist schwierig. Die Amerikaner sagen, dass New York anders als der Rest der USA sei. Abgehobener, arroganter. Alles ist grösser, massiver, mehr. Die Autos, die Burger, die Parfümflakons.

Ich lebe in der Nähe von China Town. Die Jungen sprechen feinstes Amerikanisch. Die ältere Generation versteht jedoch kaum jemand; ihr englischer Wortschatz beschränkt sich auf das Mindeste. Bei warmem Wetter können die Gerüche hier beinahe unerträglich werden. All die verschiedenen Märkte, langsam sterbende Fische in Styroporkisten, nicht identifizierbares Fleisch und wilde, getrocknete Spezialitäten.

Gefakte Italiener

Es leben hier so viele Kulturen auf engem Raum und trotzdem gibt es kaum eine Vermischung. Sie bleiben unter sich. Die orthodoxen Juden, die auch bei wärmsten Temperaturen in ihren schwarzen Mänteln durch die Strassen gehen. Die Chinesen, die ihren Geschäften nachgehen. Aus den Delis der Hispanics dröhnt Salsa oder Reggae und an der Mulberry Street sind nur noch ein paar Italiener anzutreffen. Die meisten italienischen Urgesteine sind in der Bronx daheim. Little Italy in Manhattan ist eine Gegend voller Restaurants, die Touristen abzocken. Die Kellner geben sich als Italiener aus und erzählen mit starkem Akzent irgendwas von Pasta. Alles nur Show.

Die Taxifahrer sind Inder, Pakistanis, Afroamerikaner, selten Frauen. Sie fahren wie Rüpel, kümmern sich nicht um Schlaglöcher. Taxifahren ist billig und nach dem Ausgang ein gutes Transportmittel, auch wenn die Subway 24 Stunden durchfährt. In der Nacht von Brooklyn mit dem Taxi über die Williamsburg Bridge zu fahren ist immer wieder imposant. All die Lichter, die Häuser, der nie endende Verkehr.

New York ist nie friedlich. Der konstante Lärmpegel, die vielen Menschen, und nicht einmal im Central Park findet man seine Ruhe. Aber mit dem Zug kann New York schnell verlassen werden. Von der Grand Central Station aus nach Norden, Richtung Upstate New York. Der Zug fährt dem Hudson River entlang, auf dem kleine Eisbrecher den Weg für das dahinter fahrende Containerschiff aufbrechen. Nach eineinhalb Stunden kommt der Zug in Beacon an. Ein kleines, langweiliges Dorf, in dem es jedoch ein fantastisches Museum gibt: riesengross mit einer spektakulären Sammlung.

Viel arbeiten gehört zum guten Ton

Mitte Dezember habe ich ein Praktikum bei einem kleinen Modelabel begonnen. Als Praktikant verdient hier keiner einen Rappen. Die Schneider kommen aus Korea oder China, die Praktikanten aus aller Welt: Deutschland, Australien, Kalifornien, es gibt einen japanischen Mitarbeiter und die Chefdesigner kommen aus Tel Aviv, Russland und dem Libanon. Bunter ist es kaum vorstellbar.

Vor der nächsten Fashionshow arbeiten wir nonstop. Zwölf-Stunden-Tage samt Wochenenden werden zur Gewohnheit. Viel arbeiten gehört zum guten Ton in New York. Erst nach der Show werden die Arbeitszeiten kürzer, der Stressfaktor sinkt. Am Ende der sechs Monate gönne ich mir nun noch zwei letzte, ruhige Wochen im kalten New York. Dann geht es zurück in die Schweiz.

Armando Forlin, 1989, gewann einen Swiss Design Award im Bereich Modedesign und erhielt 2009 einen Werkbeitrag vom Kanton Appenzell Ausserhoden.

Bilder: Armando Forlin